

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Literarische Aufsätze

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1873

XXI. Meier Helmbrecht und seine Heimath. 1865

Meier Helmbrecht und seine Heimath.

Von Friedrich Keinz. Mit einer Karte. München 1865. C. A.
Fleischmann'sche Buchhandlung.

1865.

Südllich der Mainlinie lebte vor sechshundert Jahren irgendwo ein fröhlicher Bauernsohn, welcher eine wunderschöne Haube hatte.

Auf dieser Haube war viel eitel Wunderz eingestickt, Sittiche und Tauben und andere Vögel, „als wären sie aus dem Speffart dargeflogen,“ dann die Geschichte wie man Troja gewann und Aeneas von dort entrann, auch wie Karl und Roland, Turpin und Oliviere, die Kampfgenossen viere, mit ihrer ritterlichen Kraft stritten gegen die Heidenschaft. Hinten zwischen den beiden Ohren sah man auf der Haube mancherlei Abenteuer von Frau Helchen Kindern, von der Rabenschlacht, von Wittich und von Diether von Berne. Vorne an der Stirnseite stand ein Tanz, genäht mit Seiden und voll Glanz. Je zwischen zweien Maiden ging ein Knabe, der ihre Hände fing,

und Fiedler standen auch dabei. Die ganze Beschreibung der Haube in mehr als hundert Versen mahnt uns unwillkürlich an den Schild des Achilles bei Homer mit seinen mannichfaltigen Bildern und unser letztes könnte fast wörtlich aus Ilias XVIII. 594 herüber genommen sein; nur möchten wir den Unterschied hervorheben, daß den Schild der kunstreiche Heidegott Hephästos geschmiedet, jenes Meisterwerk aber eine lustige Nonne gestickt hat, welche wegen ihrer „Hübschheit“ aus der Zelle entronnen war, wie das, sagt der Dichter mit einem bissigen Schlauderwörtlein, das wir hier nicht wiedergeben können, viel mancher andern auch noch geschehen sei.

Noch gab die Schwester, gab die Mutter dem wohlgestalteten Jungen einen Gürtel und ein Schwert, ein Wams und allerlei Gewand, dessen einzelne Schönheiten mit Walter Scott'scher Genauigkeit beschrieben werden. So kostbaren Leibrock wie er habe nie ein Bauer getragen zwischen Hohenstein und Haldenberg — Namen, welche wir wohl zu merken bitten. Deshalb ward er auch von Weibern und von Maiden gar minniglichen angesehen. Zumal, sagt der Dichter, wo der Ärmel an das Nieder geht, all um und um war da die Rath behangen wohl mit Schellen; die hörte man laut erhellen, so oft er in dem Tanze sprang; den Weibern es durch die Ohren klang.

Als er nun so fröhlich aufgewachsen war und dastand, der Jüngling in seiner Pracht, mit seinem langen falben Haar und den schönen Locken und der „wähen“ Haube, verkehrten sich seine Sinne und es befahl ihn ein Uebermuth, so daß er eines Tages zu fabuliren begann und sprach: min Wille mich hincz Hove treit — d. h. mein

Geist zieht mich zu Hofe hin. (Unter Höfen verstand man aber damals nicht bloß die landesherrlichen, sondern auch die Schlösser und Burgen der Ritterschaft, woher auch der bayerische Terminus Hofmark und der andere Umstand, daß in jedem bayerischen Dorf, wo einst ein Schloß gestanden, noch heutiges Tags ein Hofwirth zu finden.) Der Vater, ein tüchtiger Bauer der trefflichsten Art, erschrickt darüber wie billig, und nun beginnt ein Zwiegespräch zwischen Helmbrecht dem Vater und Helmbrecht dem Sohn, welches zwar lang, aber schön und voll tiefen Inhalts ist. Ersterer hat die besten Grundsätze von dem hohen Werth der Einfachheit, des stillen ländlichen Lebens, der ererbten väterlichen Sitte, der Ehrbarkeit und jeder Tugend; er verspricht dem Sohn einen schönen Hengst und Nachbar Kupprechts Tochter mit reicher Aussteuer zur Frau, wenn er seinen Hochmuth fahren lasse, allein Jung Helmbrecht will nicht mehr Haber säen und Dünger laden; „das jame nicht fürwahr,“ sagt er, „meinem langen falben Haare und meinen edlen Locken und meinem wohlstehenden Rocke und meiner schönen Hauben und den seidenen Tauben, die darauf nähten Frauen. Ich will dir nicht mehr bauen!“ (bei der Bauernarbeit helfen). Und fürwahr, die wunderschöne Haube, welche ihm die hübsche Nonne genäht, die schwebt immer über ihm nicht bloß leiblich, sondern auch geistig und zieht ihn fort wie jener Stern die drei Weisen aus dem Morgenland — jedoch zum Untergang!

„Vater, deiner Predige Gott mich bald erlebige,“ spricht endlich der junge Helmbrecht, als der alte nicht aufhört ihm die Folgen seines Abfalls von der ehrlichen einfältigen

Bauernsitte mit den lebendigsten Farben auszumalen. Und so nimmt er kurzen Abschied und reitet mit seiner Haube auf eine Burg zu, deren Herr in stäten Fehden lag und alle gern bei sich behielt, die sich fest zu reiten und mit den Feinden zu streiten getrauten. Da übte auch Jung Helmbrecht alles was er „in seinem tumben Sinne“ für Hofes- und Rittersitte hielt — mit andern Worten: er lebte aus dem Stegreif als Buschklepper und Wegelagerer — „er nahm das Roß und nahm das Rind, er ließ niemandem Löffelwerth, er nahm das Wams und nahm das Schwert; er nahm den Mantel und den Rock; er nahm die Geiß und nahm den Bock“ u. s. w. Ja, er scheint eigentlich sich zum Räubersführer der edlen Genossenschaft emporgeschwungen zu haben.

Auf dieser Höhe seines Daseins angelangt, befahl ihn aber das Heimweh und der süße Drang, den Giebel des Vaterhauses wieder zu sehen und an der Stätte seiner Geburt wieder gesehen zu werden; er nimmt Urlaub von seinen Gefellen und reitet mit seiner Haube wieder dahin, wo seine Wiege gestanden. Am Ziele angelangt, tritt er in einer Glorie auf wie ungefähr der Senior einer Landsmannschaft, wenn er, von der Hochschule kommend, im väterlichen Dorf seine blendende Cerevisiafigur erglänzen läßt. „Ob man ihm entgegen ging?“ fragt der Dichter. „Nein, es ward gelaufen, all in einem Haufen; eines für das andere drang; ja selbst Vater und Mutter sprang.“ Die mindern Leute riefen nicht etwa: Sei willkommen, Helmbrecht! sondern sie sprachen: Jungherre mein, Ihr sollt uns gottwillkommen sein! — Der neue Jungherr zeigt auch sofort, daß er nicht umsonst bei Hofe gewesen, daß

ihm vielmehr aller ritterliche Schwindel ganz geläufig geworden sei. Die Bauernmädchen, seine Jugendfreundinnen, redet er plattdeutsch an, seiner Schwester wirft er einen lateinischen, der Mutter einen böhmischen, dem Vater einen französischen Brocken hin. Die Familie wird dadurch ganz verwirrt. Die Mutter meint er sei ein Böhme oder gar ein Wind (Wende), der Vater spricht: er ist ein Walch; die Tochter Gotelinde aber sagt: er antwort' mir in der Latein; er mag ja wohl ein Pfaffe sein.

Der ehrliche Vater redet ihm aber nun ernstlich zu: Bist du mein Sohn Helmbrecht, so sprich ein Wort nach unsern Sitten, wie es unsre Vordern thaten; sprich ein Wort, ein deutsches.

Der lebenswürdige Taugenichts überlegt nunmehr in einem kurzen Selbstgespräch: da in der Nähe doch kein anderer Wirth sei, der ihn etwa behalten möchte, so dürfte es nicht räthlich sein, seine Rede länger zu verkehren. Er gibt sich also zu erkennen und wird von Vater, Mutter und Schwester mit größten Freuden zur festlichen Bewirthung in das Haus geleitet. Fleisch, feiste Käse, Hühner, eine Gans werden bald auf den häurischen Tisch gestellt, um den verlornen und wieder gefundenen Sohn zu ehren und zu erfreuen. „Und hätte ich Wein,“ sagt der Vater, „er müßte heute getrunken sein.“ In dessen Ermanglung setzt er dem Gaste vom allerbesten „Urspring“ vor, der aus Erden je gestof. Er wisse keinen, der sich dem vergleichen dürfe als den Brunnen zu Wanghausen.

Vater und Sohn gerathen nun in ein lebendiges Zwiegespräch, während dessen dieser sein ritterlich Räuberleben in süßer Rückerinnerung schildert, nämlich wie er

dem ein Aug' ausdrücke, den in einen Ameisenstock binde, dem mit der Zange den Bart ausreiß, dem die Glieder zermalme und jenen an den Baum aufhänge. Dagegen erzählt der Vater von den feinen und edlen Sitten, die er vordem wahrgenommen, als er selbst noch jung gewesen und mit Käse und Eiern zu Hofe gesandt worden. Auch unterläßt er nicht den Sohn wiederholt von seinem wüsten Leben abzumahnern; aber auch die eindringlichsten Sprüche ländlicher Weltweisheit vermögen das verhärtete Herz nicht zu rühren. Heimlich spricht dann der Junge mit seiner Schwester Gotelinde: daß er sie mit seinem Gefellen Lämmerschind vermählen wolle, welcher in einem Tobel drei Säcke voll geraubter Kostbarkeiten verborgen habe, die er ihr zur Morgengabe, verehren werde und mit dem sie ein viel fürnehmeres Leben führen würde als an der Seite eines unedlen Bauern, dessen Minne ihr doch nur sauer werden dürfte. Gotelinde, die thörichte Jungfrau, fühlt sich wonniglich angesprochen von der Zukunft, in die sie ihr Bruder blicken läßt, und schlägt sofort ein. Dieser nimmt darauf kurzen Abschied von den Eltern und zieht seinen alten Strich, zu seinem Gefellen Lämmerschind, dem er mittheilt was er für ihn verhandelt. Der Gefelle freut sich darüber dergestalt, daß er Helmbrechten die Hand küßt und ist alsbald so verliebt in sein unbekanntes Bräutlein, „daß er sich neigte vor dem Winde, der da wehte von Gotelinde.“

Jung Helmbrecht läßt nun sofort heimlich die Schwester holen und die Hochzeit wird nach ritterlichem Brauche ausgerichtet. Ein alter Greis, wie es scheint ein Ehrenmitglied der Gesellschaft, versteht dabei in Nachäffung der

kirchlichen Ceremonien das priesterliche Amt und gibt die Liebenden zusammen. Die Hofämter, Marschall, Truchseß, Schenk und Kämmerer, wie sie in den Nibelungen vorkommen, umstehen geschäftig die Neuvermählten und thun ihr Bestes. Die Tischgenossen leeren manche Schüssel und manchen weiten Becher. Die Speisen verschwinden so schnell wie wenn ein Wind sie vom Tische wehte.

Inmitten der Fröhlichkeit aber kommt Gotelinden ein Schauer an. „O weh, lieber Lämmerschind,“ sagt sie, „mir grauset in der Haut! Ich fürchte, fremde Leute find uns zum Schaden nahe. Mir ist der Muth so schwere! Meines Vaters Armuth nähme ich jetzt viel lieber hin, als daß ich hier mit Sorgen bin.“

Und wirklich — als sie nach den Freuden der Tafel eine Weile gegessen waren und die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gaben empfangen, da tritt plötzlich riesengroß die strafende Gerechtigkeit herein. Der Richter erscheint selbfüßt und obsteigt dem ganzen Haufen. Wer in den Ofen nicht entrann, der schloß unter die Bank. Wer sonst vor vieren nicht entfloß, den zog der Schergenknecht allein bei den Haaren herfür. Denn, sagt der Dichter, indem er eine Anschauung seiner Zeit vorträgt, die jetzt auch nicht mehr ganz stichhaltig erscheint, denn ein rechter Dieb, wie kühn er sei und schlüge er jeden Tag auch drei, der mag sich vor den Schergen doch nimmermehr erwehren. — So wurden sie also alle gebunden und sofort gerichtet. Neune wurden gehängt, Helmbrecht aber, dem zehnten, nach damaliger Rechtspflege die Augen ausgestochen und dann eine Hand und ein Fuß abgehauen.

Helmbrecht, „der blinde Dieb,“ sucht darauf, von

einem Knecht geleitet, auf einen Stab gestützt, seines Vaters Hof auf und bittet als ein armer Sieche demüthig um die dürftigste Unterkunft; aber der Vater, der ihn so oft vergebens gemahnt, ist jetzt nach Bauernart steinhart geworden, empfängt ihn höhnlachend, gibt ihm die Wältschen und die plattdeutschen Grüße zurück, mit denen er sich damals eingeführt, und stößt ihn fort. Nur die Mutter steckt ihm „als ihrem Kind“ ein Stück Brod zu auf den Weg. So zog er hin, verlassen und verstoßen, und wo er immer über Feld ging, schrien ihn die Bauern an: Haha, Dieb Helmbrecht, wärest du beim Pflug geblieben, wie wir, man führte dich nun nicht als Blinden durch das Land.

Und eines Morgens früh, als er sich durch einen tiefen Wald schleppte, ersahen ihn fünf Bauern, die jetzt da Holz spalteten, und die er ehemals alle beraubt, geschädigt und mißhandelt hatte. Die fünf biedereren Männer erfreuen sich höchlich über seine Erscheinung und verständigen sich mit Leichtigkeit. Nachdem sie ihn erst gräulich zerschlagen und seine Beichte abgehört, hängen sie ihn rachejelig an dem nächsten Baum auf. Dabei gedenkt der Dichter noch einmal der Schicksalshaube und erzählt, was früher der Schergenknecht noch ganz daran gelassen, sei nun auch zerrissen worden. Die Sittiche und die Tauben, die genähten auf der Hauben, wurden gestreuet auf den Weg. Hier lag eine Locke, dort ein Fleck — der Haube und des Haares. Das sah man jetzt in schwachem Werthe liegen auf der grünen Erde.

Der Dichter schließt mit einer ernstern Warnung an die Jugend, sie ermahnen Helmbrechts Sitte und seine Wege

zu meiden, damit es ihr nicht ergehe, wie es ihm ergangen. Denn andertweitige junge Helmbrechte, die etwa seine Wege gehen sollten, die würden auch keinen Frieden haben, ehe denn sie nicht am Aste hingen. Wer aber, sagt der Erzähler, indem er sich in den letzten Versen gegen das Publikum wendet, wer immer auch diese Mähre lese, bitte, daß Gott gnädig wese, ihm und dem Dichtäre, Wernher, dem Gartenäre.

Diese tragische Historie — die älteste deutsche Dorfgeschichte nennt man sie nach Pfeiffers Vorgang — ist zum erstenmal 1839 von J. Bergmann, dann 1844 mit revidirtem Text von W. Haupt herausgegeben worden. Sie gilt nicht allein als ein vortreffliches Gedicht, sondern auch als eine reiche Fundgrube, aus der noch manche Aufklärung über mittelalterliches Bauernleben geschöpft werden könne. Uebrigens ist es nicht eine frei geschaffene Novelle, sondern der Dichter kündigt gleich in den ersten Versen an: er wolle nur erzählen was er mit seinen Augen selbst gesehen habe. Es ist daher begreiflich, daß unsre spürsame Wissenschaft sich schon lange abmüht den Schauplatz der Geschichte ausfindig zu machen. Hierüber haben nun schon Haupt, Karajan und Pfeiffer Untersuchungen angestellt; doch ist die Sache noch immer zweifelhaft geblieben. Es kommen nämlich, wie wir gesehen, in dem Gedicht drei dem Anschein nach sehr greifbare Ortsnamen vor, allein in den zwei einzigen Handschriften, die sich erhalten haben, stimmen diese Namen nicht zusammen, und wo die eine Hohenstein, Haldenberg und Wanghausen gibt, hat die andere Wels, Traunberg (womit der Traunstein am Gmundner See gemeint ist) und Leubenbach. Es

ist augenfällig, daß der Schreiber der einen Handschrift die Namen auf eigene Faust verändert hat. Fragt sich also, welche die echten und, wenn es Hohenstein und Haldenberg sein sollten, wo sie zu finden sind. Das Cap der guten Hoffnung auf diesen Entdeckungsreisen hat nun unser Archivrath K. A. Muffat gesehen, indem er in einem Urbar des Herzogthums Niederbayern, welches im vierzehnten Jahrhundert verfaßt ist, den Helmbrechtshof aufstöberte. Dieser findet sich nicht ferne von Wanghausen, einem kleinen Dorf, das bei dem bayerischen Burghausen gleich jenseits des Inns schon auf österreichischem Gebiete liegt. Daß dieß Helmbrechts Wanghausen ist, lehrt uns „das goldene Brunnlein,“ das dort fließt und wegen seines unvergleichlichen Wassers jetzt noch gepriesen wird. Auch Hohenstein und Haldenberg suchte Herr Archivrath Muffat zu bestimmen, allein es gelang ihm dieß nicht so gut als die Auffindung des Helmbrechtshofs.

Hiermit sind wir nun bei dem neuesten Herausgeber des Meier Helmbrecht, dem Herrn Friedrich Keinz, angekommen, einem bisher unbekanntem vaterländischen Linguisten aus Passau, welcher sich nicht verdrießen ließ, aus Durst nach Wissenschaft zweimal in die schönen Landschaften, wo einst der wackere Helmbrecht hauste, hinauf zu pilgern und sich die Gelegenheit in der Nähe zu betrachten. Dasselbst stellte er an Gelehrte und Ungelehrte mancherlei neugierige Fragen auf dem Grund des alten Gedichts, welches dort allerdings ziemlich verschollen ist. Mit dankenswerther Liebe und mit dem größten Fleiß suchte seinem Forschungstrieb Herr Pfarrer Sageneder zu Ueberackern gerecht zu werden, welcher sich, mehr als manche

andere Pfarrer zu thun pflegen, den Memorabilien seines Gaus gewidmet hat und ein gründlicher Kenner derselben geworden ist. Mit Hilfe dieses Mentors hat Herr Reinz nicht allein die Vertlichkeit von Hohenstein und Halbenberg, sondern auch die Kienleiten und den schmalen Steig, die in der Erzählung erwähnt werden, gefunden und außer Zweifel gesetzt. Ebenso ist an Ort und Stelle unerwartete Klarheit über manchen bisher umsonst besprochenen Ausdruck des Gedichtes eingetreten, vielmehr von den Landeuten an die Hand gegeben worden, worin der Verfasser einen neuen Beweis sehen will, daß oft, wo uns die geschriebenen Documente im Stich lassen, das Volk bessere Auskunft zu geben vermag als die gelehrtesten Combinationen.

Auch den leichtsinnigen Helden des Gedichts selbst meint Herr Reinz nach sechshundert Jahren noch erfragt zu haben. In dem grünen Wald beim Helmbrechtshof steht nämlich eine einsame Capelle, von welcher die Sage geht: dort habe man vor alten Tagen einen Soldaten aufgehängt, der seinen Eltern entlaufen um ein liederlich Leben zu führen — in wenigen Zügen die ganze Geschichte unsers Helmbrechts!

Was endlich den Dichter und seinen mehrfach gedeuteten Beinamen „der Gartenäre“ betrifft, so macht Herr Reinz den Vorschlag ihn wegen seiner Gelehrsamkeit, die bis nach Troja und zum frommen Helden Aeneas hinaufreicht und seiner zierlichen Sprache für einen Chorherrn aus dem nahen Stift Ranshofen zu erachten, welches, wie zuletzt (was noch im Gedächtniß der Menschen), so wohl auch früher, stets einen Vater Gärtner aufgestellt hielt, der

nicht bloß der Klostergärten zu pflegen, sondern auch „weit umeinander“ zu wandern hatte, um die Bauern in der Obstbaumzucht und Gartenkunde zu unterrichten.

Und so geht denn aus allem hervor, daß der Dichter des Meier Helmbrecht sein stilles Leben in jener Gegend führte, die da an der Salzach liegt, wo sie ihre gelben Fluthen in den Innstrom geußt — also nach heutiger Sprechweise in dem Innviertel. Dazumal und noch fünfhundert Jahre länger gehörte aber dieser gesegnete Landstrich zum alten Herzogthum Bayern¹ und Wernher der Gartenäre muß daher dem liederreichen Chor jener Nachtigallen eingereicht werden, welche vordem der Stolz und die Freude unserer ehemals so poetisch gestimmten Landsleute waren. Für diese Errungenschaft dürfen wir Herrn Friedrich Keinz mit gerührtem Herzen Dank sagen; denn so wir auch mit unsern jetztlebenden Dichtern nicht viel anzufangen wissen, so freut sich doch jeder feurige Patriot, wenn die Zahl der längstvergangenen wieder um ein theueres Haupt sich mehrt und Babaria's kühler Ruhmestempel seine Pforten wieder einem bisher unbekanntem Tönemeister aufthut.

Mit Recht sagt übrigens Franz Pfeiffer, das deutsche Mittelalter besitze keine zweite Dichtung, die dieser frischen, lebensvollen und ergreifenden Schilderung aus dem Volksleben an die Seite gesetzt werden könne, und die andern Kenner, welche das Stücklein würdigten, stimmen diesem Spruche alle bei. Da nun die neue Ausgabe, welche ein Glossar und Erklärungen der mannichfachsten Art begleiten,

¹ Er kam bekanntlich erst 1779 durch den Frieden zu Teschen an Oesterreich.

ohne Schwierigkeit zu lesen ist, so dürfen wir hoffen, daß ihr im ganzen Land und namentlich in den lieblichen Gegenden zwischen dem mächtigen Innstrom und der gelben Salzach, zu Burghausen, zu Mühlhof, in dem hochgebildeten Wasserburg, in dem leselustigen Traunstein, sowie auch in dem grünen Innviertel selbst, jene warme Theilnahme entgegenkommen werde, die da allem Schönen in der heimischen Literatur gesichert ist und welche auch die Verleger mit steigender Vorliebe nach altbayerischen Artikeln greifen lehrt.
